

BARBARA PIAZZA

Die Frauen
der Pasqualinis

Buch

Seine Liebe zu der Kaufmannstochter Sofia Marzone ist aussichtslos, und so packt der junge Steinmetz Stefano Pasqualini seine Gitarre und etwas Proviant auf sein Fahrrad und verlässt Neapel. Er hat gehört, dass es derzeit – es ist Frühjahr 1908 – Arbeit im Baugewerbe gibt, im fernen Berlin. Doch in dem schwäbischen Dorf Wisslingen lernt er die resolute rothaarige Anna Sailer kennen und lieben. Anfangs als »Zitronenschüttler« belächelt, zieht er mit Anna an der Seite ein erfolgreiches Bauunternehmen auf. Auch die Familie wächst: Bald haben die Zwillinge Peter und Paul und die Tochter Else das Licht der Welt erblickt. Dennoch gibt es immer wieder

Anfeindungen gegen die »Sailer-Italiener«.

Als die Weimarer Republik in die geschichtliche Katastrophe taumelt, stürzt auch die Familie Pasqualini ins Unglück. Eines Tages steht Sofia, die ihren Mann und ihren Vater verloren hat, ganz in Schwarz gekleidet vor dem Haus in Wisslingen. Trotz eines heftigen Wortwechsels flammen schnell die alten Gefühle zwischen Stefano und Sofia wieder auf. Der Skandal ist perfekt ...

Autorin

Barbara Piazza wurde 1945 in Eislingen/Fils geboren. Nach einer Verwaltungsausbildung hat sie über viele Jahre erfolgreich als Drehbuchautorin für viele Fernsehfilme und Serien gearbeitet. *Die Frauen der Pasqualinis* ist ihr erster großer Roman. Barbara Piazza ist verheiratet, hat zwei erwachsene Kinder und lebt mit ihrem Mann in Oberschwaben.

Barbara Piazza

Die Frauen
der Pasqualinis

Roman

blanvalet

*Meiner Urgroßmutter
Katharina Piazza gewidmet*



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream* für dieses Buch
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

1. Auflage

Taschenbuchausgabe Mai 2011 bei Blanvalet, einem Unternehmen
der Verlagsgruppe Random House GmbH, München.
Copyright © der Originalausgabe 2010 by Barbara Piazza und Limes Verlag,
München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH.
Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur
Thomas Schlück, Garbsen.

Umschlaggestaltung: HildenDesign, München
Umschlagmotiv: © mauritius images/Photo Alto – és collection
ED · Herstellung: sam

Satz: Uhl+Massopust, Aalen
Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-37361-1

www.blanvalet.de

PROLOG

NEAPEL, SOMMER 1905

Sofia Mazone interessierte sich für die weltliche Liebe und das jenseitige Leben. Beides war eine logische Konsequenz ihres Lebensalters und ihrer Umgebung. Vor allem aber war sowohl das eine wie auch das andere hinter den Schleiern der Unwissenheit versteckt – und sie liebte Geheimnisse. Sofia war fünfzehn Jahre alt und befand sich seit eineinhalb Jahren im Klosterinternat der Franziskanerinnen von Neapel.

Die Luft in dem gewölbten Unterrichtssaal war trotz der dicken Mauern des alten Klosters stickig und schwül. Mit der Penetranz eines defekten Wasserhahns tröpfelten die Worte einer Heiligenlegende aus dem Mund der dürren, argwöhnischen Aufsichtschwester Agneta und perlten an den Gedanken der acht jugendlichen Schülerinnen ab wie Regen an einer Fensterscheibe.

Sofia legte das feine Leinentuch beiseite, das in einigen Jahren ihr Ehebett schmücken sollte. Ihre Aufgabe war es, mit einem weißen Seidenfaden einen Hohlsaum anzubringen. Zum tausendsten Mal fragte sie sich erbittert, weshalb sie die Kunst des Weißnähens erlernen musste. Ihr Vater, der Reeder Archangelo Mazone, war in der Lage, Dutzende und Aberdutzende dieser Decken fertigen zu lassen, von Personen, die besser für solche Arbeiten geeignet waren als sie oder zumindest Spaß daran hatten.

Tante Serafina zum Beispiel verbrachte Nachmittage und Abende mit dieser idiotischen Beschäftigung. Sie setzte ihre Nadel wie ein Uhrmacher sein Werkzeug, jeder Stich eine absolute Kopie des vorherigen, und der Stumpfsinn des ganzen Unternehmens schien ihr nichts auszumachen. Sie sang oder plauderte dabei, nahm immer wieder ein Schlückchen Portwein aus ihrem geliebten venezianischen Glas und machte dennoch keinen einzigen Flecken.

Aufmüßig betrachtete Sofia die eigenen unregelmäßigen Stiche und die Druckstellen ihrer schweißnassen Finger auf dem zarten Gewebe. Sie verwünschte ihre Familie, die darauf bestanden hatte, sie in die Schule der Franziskanerinnen zu schicken, um all das zu erlernen, was eine Tochter der neapolitanischen Oberschicht zur Führung eines Hauswesens benötigte.

Angeblich benötigte.

Denn natürlich diente dieser Internatsaufenthalt vor allem dem Zweck, eine kostbare spätere Heiratskandidatin eine Zeit lang vor den überall lauenden Gefahren der Verführung wegzusperren.

Außer dem Pater Superior, einem Greis von über siebzig Jahren, gab es in diesem Gefängnis, das sich Schule nannte, keinen einzigen Mann.

Doch genau das war es, was die jungen Damen in Wahrheit beschäftigte. In ihren Gesprächen und Gedanken erschufen sie, selbst noch während ihrer fünf täglichen Gebete, einen Ritter, der sie auf Händen trug und ihnen Rosen streute. Dem es an nichts, aber auch gar nichts gebrach, vor allem nicht an Schönheit und Charme.

In manchen Nächten aber, wenn etwas sie aus ihrem leichten Schlaf geweckt hatte und sie den Atemzügen der anderen drei Mädchen im Schlafsaal lauschte, dachte Sofia an das jenseitige Leben; an das, in welches ihre Mutter verschwunden war.

Den Nonnen nach befand sie sich dort in einem Zustand immerwährenden Glücks.

Sofia fragte sich oft, wie ein solches Glück beschaffen sein mochte. Denn immerhin war Carlota Mazone durch ihren Tod gezwungen worden, eine wichtige und unerledigte Aufgabe zu hinterlassen, nämlich sie, ihre Tochter Sofia.

Sofia vermisste die Mutter schmerzhaft, zumindest dann, wenn sie anderer Meinung war als Vater und Tante. Bei der Entscheidung für die Klosterschule war dies der Fall gewesen, und ihr Widerstand hatte angehalten bis zum heutigen Tage. Hätte eine Mutter ihr zur Seite gestanden, niemals wäre sie hinter diesen Klostermauern gelandet, dessen war sie sich sicher. Weswegen Sofia auch der Überzeugung war, ihr diesseitiges Unglück und das jenseitige umfassende Glück ihrer Mutter entspräche keiner gerechten Verteilung.

Aus diesen Gründen hatte Sofia auch ihre Zweifel an der Richtigkeit der göttlichen Vorsehung angemeldet. Doch die wenigen Versuche, mit ihrem Vater, mit Tante Serafina oder gar mit dem Pater Superior darüber zu sprechen, hatten nur zu blasphemischen Wutanfällen ihres Vaters, schicksalsergebenen Seufzern ihrer Tante Serafina und der Aufforderung des Paters Superior geführt, diesen lästerlichen Gedanken mit Rosenkranzgebeten zu begegnen

Sofia zog eine Grimasse. Sie spulte einen weiteren Seidenfaden von der Rolle, schnitt ihn ab, schob ihn zwischen die Lippen, benetzte das Ende mit Spucke, presste ihn gerade und führte ihn durch das Nadelöhr. Sie hatte noch mindestens eine Stunde zu nähen, bevor die Aufsichtsschwester das Buch zuklappen und die Schülerinnen zum Mittagstisch entlassen würde. Doch anstatt weiterzuarbeiten, stand sie auf und näherte sich der monoton lesenden Nonne.

»Darf ich mal austreten?«, flüsterte sie und schlug züchtig die

Augen nieder, damit Schwester Agneta die Lüge darin nicht erkannte.

Der Habicht, wie Schwester Agneta von den Schülerinnen genannt wurde, nickte leicht mit dem Schnabel, doch ein kurzes, verächtliches Heben der Augenbrauen machte Sofia klar, dass Agneta die Absicht durchschaute, es aber für unter ihrer Würde hielt, um die Notwendigkeit dieses Gangs mit ihr zu feilschen.

Erleichtert zog Sofia die Tür hinter sich zu und bummelte den langen, dämmrig-kühlen Kreuzgang hinab, der sich zu einem schattigen Innenhof öffnete.

Mit leichten Schritten ging sie über den gepflegten Rasen zu dem großen Brunnen, der den Mittelpunkt des sonst schmucklosen Gartens bildete. Rasch schob sie die langen Ärmel ihres Baumwollkleids hoch und hielt die Finger in die Wasserkaskaden.

Als sie sich wieder umdrehte, sah sie ihn.

Er hatte ungebärdige schwarze Locken, ein männlich-kantiges Gesicht mit einem schön geschwungenen Mund und einem energischen Kinn – und er war nackt bis zur Taille.

Unter der straffen, tief gebräunten Haut verbargen sich ausgeprägte Muskeln. Er sah aus, als ob er aus Bronze gegossen wäre, doch die Statue, die einen Moment lang ebenso erstarrt gewesen war wie Sofia, begann sich zu bewegen, sogar zu sprechen.

»Buon giorno, Signorina«, sagte der Fremde. »Wo, bitte, kann ich die Mutter Oberin finden?«

Sofia schluckte trocken.

»Die Oberin?«, fragte er, noch immer freundlich, aber nachdrücklicher.

Erstaunlicherweise hatte er blaue Augen, so blau wie das Tyrrenische Meer an Sonnentagen, eine intensive, stählerne Bläue.

Sofia starrte ihn unverwandt an und fühlte plötzlich, wie

eine unbekannte Hitze durch ihren Körper schoss, die etwas zu schmelzen schien, von dessen Existenz sie bisher noch nichts gewusst hatte. Sie wandte sich um und rannte mit fliegenden Röcken zurück zum Kreuzgang.

Der junge Mann schaute ihr nach.

Die dunkelbraunen, glatten Haare flatterten wie eine Fahne im Wind. Das Mädchen hatte die Figur und die Bewegungen eines Kindes, und dennoch war es so weiblich wie keine der Frauen, die er bisher getroffen hatte. Auf der zarten Haut ihres Gesichts hatte das Leben noch keine Abdrücke hinterlassen, dennoch ahnte man bereits die Stärke und Leidenschaft der Frau, die sie später einmal sein würde.

Sie war etwas Besonderes, und plötzlich wusste er, wie er die Züge der steinernen Immaculata gestalten würde, die nach dem Willen der Oberin künftig die Säule in der Mitte des Brunnens zieren sollte.

Sofia rannte den langen Kreuzgang entlang, als ob der Leibhaftige hinter ihr her wäre, von dem Schwester Agneta manchmal im Flüsterton sprach. Neben der Tür des Unterrichtssaals blieb sie stehen und rang nach Luft. Sie lehnte sich mit dem Rücken an die Sandsteinwand, schloss die Augen und sah den Fremden noch einmal vor sich, deutlicher sogar als in den Sekunden der realen Begegnung. Sie versuchte, das Bild festzuhalten, bis sich ihr Atem wieder beruhigt hatte und die süße Hitze in ihr verebte war. Dann öffnete sie die Tür und ging zurück zu ihrem Platz.

Schwester Agneta drehte nicht einmal den Kopf, sondern las unbewegt weiter. Sie wurde erst später aufmerksam, als Sofia eine ungewöhnliche Betriebsamkeit entwickelte.

Die Schwester stand auf und ging, mit dem Buch in der Hand und noch immer vorlesend, zum Arbeitstisch ihrer schwierigsten Schülerin. Sie ist intelligent, verhätschelt, kapri-

ziös und unberechenbar, dachte sie und war sich dabei bewusst, dass dieses ungebärdige Füllen ihr mehr Freude bereitete als all die anderen, die sie in den vierunddreißig Jahren ihres Ordenslebens betreut hatte.

Sofia hatte den bereits genähten Saum aufgetrennt und war eben dabei, mit einem goldenen Faden neu zu beginnen.

»Was soll das?«, wollte Schwester Agneta wissen. Sie verabscheute zu heftigen Prunk und war der Auffassung, dass die goldene Garnrolle der Stickerei von Altardecken vorbehalten sein sollte.

»Ich habe es mir anders überlegt«, erwiderte Sofia lakonisch.

»Und warum?«

»Weil ich mich an diesen Tag erinnern möchte«, sagte Sofia, und in ihrer Stimme schwang ein seltsamer Unterton mit.

Schwester Agneta widmete den ersten goldenen Stichen einen nachdenklichen Blick. Sie fragte sich besorgt, was in den wenigen Minuten von Sofias Abwesenheit vorgefallen sein mochte, aber sie war erfahren genug, nicht in das Mädchen zu dringen. Wenn es etwas Wesentliches gewesen war, wovon sie ausging, würde diese fünfzehnjährige Heranwachsende es niemals einer Ordensfrau berichten, die sie als Habicht betrachtete.

TEIL EINS

NEAPEL – MÄRZ 1908

1 Natürlich war es ein Vorwand, aber Sofia mochte Vorwände. Sie waren ihre einzige Chance, das Haus zu verlassen und *den* Teil des Lebens kennenzulernen, der sich außerhalb der dichten Lorbeerhecke abspielte, die das Anwesen des Reeders Mazone umgab. Glücklicherweise war Tante Serafina nicht besonders streng, kein Vergleich zum unvergesslichen Habicht. Außerdem war dem Wunsch einer Tochter, das Grab ihrer Mutter aufzusuchen, schwer zu widersprechen.

Sofia suchte sich eine Schere und ging in den Garten, um ein paar der früh blühenden Rosen von den Sträuchern zu schneiden. Sie umwickelte die Blumen mit einem feuchten Lappen, legte sie in ihren Henkelkorb und machte sich auf den Weg zum Friedhof, der nicht allzu weit entfernt war.

Es handelte sich natürlich um keinen gewöhnlichen Friedhof, in dem ganz normale Menschen bestattet waren, sondern um Santo Michele, die Ruhestätte der oberen Zehntausend Neapels. Ein Platz, der die letzte Möglichkeit bot, die Bedeutung derer zu demonstrieren, die dort zum ewigen Schlaf gebettet waren.

Santo Michele war eine Totenstadt, in der jeder sein eigenes, möglichst pompöses Haus hatte. Es gab Einzel- und Familienstätten in Form von kleinen Kapellen, winzigen Palästen, Tempeln, Fantasiebauwerken und Grotten, dazwischen befanden sich ummauerte Podeste, auf denen Kreuze, Obelisken und

Engel, griechische und römische Göttinnen und Götter oder trauernde Fabelwesen zu sehen waren.

Sofias Mutter ruhte in einem Mausoleum, das wenige Wochen nach ihrem Tod erbaut worden war. Es war der Akropolis nachempfunden, und Sofia fand es ausgesprochen hässlich. Sie fragte sich manchmal, ob ihre Mutter mit dieser letzten Behausung einverstanden gewesen wäre, hätte man ihr das Bauwerk zeigen können, bevor sie das Zeitliche segnete. Leider hatte niemand eine solche Möglichkeit erwogen, was nicht verwundern konnte: Carlota Mazone war knapp zwanzig Jahre alt gewesen, als dieser bedauerliche Umstand eingetreten war; anlässlich ihrer Geburt im Übrigen, wie sich Sofia hin und wieder von Schuldbewusstsein gequält vorhielt. Es waren die Tage, an denen sie der Verschiedenen das allumfassende Glück im unbekanntem Umfeld Gottes von Herzen gönnte.

Die Rosen hatten unter dem kurzen Weg nicht gelitten. Sofia wickelte sie aus dem Lappen und legte sie auf den gekalkten Kies vor dem Grabmal. Sie sprach ein kurzes Gebet, während sie ein weiteres Mal das Bild der unbekannten Frau betrachtete, das unter schützendem Glas in der Grabtafel versenkt war. Ihre verstorbene Mutter hatte das gleiche Oval des Gesichts, das dominiert wurde von lebhaften braunen Augen. Es war, wie das der Tochter, eingerahmt von einer Fülle dunkler Haare. Beide hatten sie die charakteristische schmale Nase der Scottis, deren volle Lippen – und vermutlich auch denselben Hang zum Eigensinn, denn die kleinen Grübchen im rechten Mundwinkel waren ebenfalls identisch. Es war wie ein Blick in den Spiegel.

Sofia fröstelte, obwohl der Morgen warm und freundlich war. Sie drehte sich um, und das Wunder geschah erneut.

Da stand er, genauso, als ob er aus einem ihrer zahlreichen Träume gesprungen wäre.

Die Haare waren so lockig wie damals, ein klein wenig länger vielleicht. Um Wangen und Kinn lagen die dunklen Schatten eines Barts, der heute noch nicht rasiert worden war, und er war auch dieses Mal nackt bis zur Taille. In der rechten Hand hielt er einen mit Steinen gefüllten Eimer, was die Muskeln unter der braunen Haut noch stärker hervortreten ließ.

Sie musterten sich schweigend.

Dann verzog der Mann seinen schön geschwungenen Mund zu einem kleinen Lächeln und sagte, während er den Eimer abstellte: »Das Kind aus dem Kloster!«

Sofia war verblüfft.

Er hatte sie wiedererkannt, was bemerkenswert war. Immerhin war die Begegnung nur kurz gewesen, und knapp drei Jahre lagen dazwischen.

»Ich bin kein Kind mehr«, stellte Sofia trotzig klar.

Sein Lächeln vertiefte sich, und er sagte ein wenig belustigt: »Verzeihen Sie bitte, Signorina.«

»Bitte«, erwiderte Sofia ein wenig schnippisch und überlegte fieberhaft, wie diese Begegnung wohl zu verlängern wäre. Denn eigentlich war jetzt der gebotene Zeitpunkt, mit einem hochnäsigen Nicken an ihm vorbeizurauschen, wie es ihr Stand verlangte.

Andererseits, sie befand sich am Grab ihrer Mutter, und was eigentlich hatte *er* hier zu suchen?

»Ich bin damit beschäftigt, den Engel dort zu reparieren«, erklärte der Mann, als ob er ihre Gedanken lesen könnte, und deutete auf das Grabmal der Vicorettis, das sich schräg hinter dem der Mazones befand. Sofia erkannte jetzt auch den weinenden Engel, der, in zwei Teile zerbrochen, auf dem Boden neben der Grabplatte lag.

»Und wie machen Sie das?«, fragte Sofia verständnislos, mit einem Blick auf den Eimer. Vielleicht war der Engel ja innen

hohl, und der Mann hegte die Absicht, ihn mit den Steinen aufzufüllen, damit er schwerer wurde und den Winterstürmen besser standhalten konnte.

»Mit Zement«, klärte Stefano sie auf.

»Und was ist mit den Steinen?«

»Die brauche ich für ein neues Podest!«

»Ah ja«, sagte Sofia und war sich darüber im Klaren, dass das Gespräch nun zu Ende war. Dennoch blieb sie stehen und fragte: »Und was haben Sie damals im Kloster gemacht?«

»Eine neue Brunnenfigur. Eine Madonna, eine Immaculata. Haben Sie sie noch nie gesehen?«

»Doch. Natürlich«, log Sofia rasch und errötete. Sie hatte nicht die Absicht, ihm mitzuteilen, dass sie wenige Wochen nach dem damaligen Zusammentreffen das Kloster vorzeitig verlassen hatte und nie wieder dort aufgekreuzt war. Es war einer ihrer zahlreichen Siege über den Willen ihres Vaters gewesen, die zwei schrecklichen Jahre um ein halbes zu kürzen. Keine einzige Nadel hatte sie seitdem mehr angerührt, selbst das Betttuch mit dem goldenen Saum hatte Tante Serafina fertigstellen müssen.

Der halb nackte Mann balancierte vorsichtig über den engen Pfad zwischen den Gräbern, dann stellte er den Eimer erneut ab und schaute Sofia auffordernd an. Es dauerte einen Moment, bis diese begriff, dass sie dem Mann den Weg blockierte, wenn er vermeiden wollte, über die Grabflächen zu stapfen.

Verlegen machte sie einen Schritt rückwärts, strauchelte und fiel in die Gedenkstätte der Cuccis.

»Haben Sie sich verletzt?«, fragte er, während er sie aus dem Hortensienstrauch zog, der glücklicherweise ihren Aufprall abgemildert hatte.

»Nein«, flüsterte Sofia.

Sie war völlig benommen. Nicht etwa, weil sie besonders

erschrocken gewesen wäre. Es war die Nähe des Mannes, die Kraft seiner Arme, die Berührung seiner Hände, der unbekannte Duft, der seiner Haut entströmte, und das Blau seiner Augen, die sie besorgt musterten.

In diesem Moment beschloss sie herauszufinden, wer er war. Sie hatte drei Jahre von ihm geträumt und konnte es nicht zulassen, dass er aufs Neue aus ihrem Leben verschwand.

2 An einem Sonntag Mitte März gab es, obwohl die vorösterliche Fastenzeit bereits begonnen hatte, mit Spinat und Käse gefüllte Ravioli, in Weißwein gedünsteten Barsch mit Trüffeln, paniertes Hühnchen und als Nachspeise Panna cotta, eine Spezialität der Köchin Gloria. Als Archangelo Mazone dazu ein Glas seines bestgehüteten Südweins spendierte und Sofia dabei nicht überging, war klar, dass er etwas im Schilde führte.

»Du bist jetzt bald achtzehn Jahre alt, Sofia«, sagte er bedeutungsvoll.

Schlagartig wurde Sofia bewusst, dass das edle Mahl die Overtüre für eine böse Oper gewesen war.

»Ich habe nicht die Absicht, Sandro zu heiraten«, erklärte sie deswegen rasch, um allen Darlegungen und Begründungen vorzuzukommen.

Archangelo Mazone, ein stattlicher Mann von fünfundvierzig Jahren mit einer dichten eisgrauen Mähne, betrachtete seine einzige Tochter mit einem Lächeln, in dem Anerkennung und Belustigung gleichermaßen lagen.

Die Kleine hatte einen scharfen Verstand und eine ungewöhnlich rasche Auffassungsgabe. Das wusste er, seitdem sie sich artikulieren konnte – und die Franziskanerinnen hatten

diesen Eindruck bestätigt. Allerdings auch die Kehrseite der guten Eigenschaften.

»Sofia ist nur mit äußerster Behutsamkeit zu lenken«, hatte es die Mutter Oberin höflich umschrieben.

Die Wahrheit war, dass Sofia einen ausgesprochenen Dickhäutling hatte.

Archangelo unterdrückte einen Seufzer, aber er wusste aus Erfahrung, dass Umschweife nichts nützten.

»Du wirst es tun, mein Schatz«, sagte er deshalb bestimmt.

»Papa!«, schrie Sofia zornig und setzte sich in Kampfposition. »Du kannst nicht von mir verlangen, dass ich diesen alten, versoffenen Mann heirate, nur weil seine und deine Grundstücke aneinandergrenzen!«

»Es werden später einmal auch *deine* Grundstücke sein, mein Kind!«

Und wir brauchen sie dringend, hätte er am liebsten noch hinzugefügt. Wie sonst sollen wir die neuen Hallen bauen, die unsere Reederei dringend benötigt, wenn sie im Wettbewerb überleben will?

Aber er wusste, dass er sich diese Erklärungen sparen konnte. Kein einziges Argument wäre schlagkräftig genug, um seine Tochter doch noch davon zu überzeugen, dass Sandro Orlandi ein passender Ehemann sei. Es half nur die väterliche Autorität.

»Tante Serafina!«, sagte Sofia laut und fordernd. »Du kannst doch nicht erlauben, dass er mich ... *verkauft!*«

Serafina Mazzone presste die Lippen zusammen und schaute auf den Goldrand der hundert Jahre alten Porzellanteller. Ihre Nichte tat ihr von Herzen leid, aber sie sah nicht die geringste Chance, ihren Bruder von dieser Idee abzubringen. Ganz abgesehen davon, dass sie die Notwendigkeit seiner Überlegungen einsah.

Sofia konnte den Gesichtsausdruck ihrer Tante so deutlich lesen wie die Zeilen in einem offenen Buch.

»So ist das also«, murmelte sie grimmig.

Es handelte sich um keinen Prozess, in dem es noch möglich war, ihre Interessen zu verteidigen, sondern bereits um die Verkündung des Urteils.

»Ich werde ins Kloster gehen«, sagte sie entschlossen.

Der Reeder verbiss sich ein Lächeln. Er hatte nichts anderes erwartet.

»Sie werden dich nicht nehmen, Sofia. Kein Orden der Welt!«

Sofia suchte den Blick ihres Vaters, und sie erkannte den ehernen Willen darin, für den er bekannt war. Sie selbst hatte noch selten damit Bekanntschaft gemacht; viele bisherige Probleme hatten mit Tränen, Bitten und Charme zu ihren Gunsten gelöst werden können.

Doch diese Angelegenheit war, wie Sofia jetzt begriff, nicht mehr verhandelbar.

»Dann bringe ich mich um«, stieß sie trotzig hervor.

»Das wirst du nicht«, erwiderte Archangelo ruhig.

Er hätte diese Befürchtung tatsächlich gehegt, wenn Sofia gewesen wäre wie die meisten anderen Mädchen ihres Alters: albern und oberflächlich. Da sie aber in beträchtlichem Maß intelligent war, würde sie nach dem Verrauchen des ersten Zorns nicht nur die Macht des Geldes begreifen, sondern auch die Kostbarkeit des Lebens erkennen. Sie würde sich der Verpflichtung beugen, durch ihre Heirat das zu erhalten und zu vermehren, was acht Generationen der Mazones aufgebaut hatten.

Wieder einmal begann Archangelo, mit dem Schicksal zu hadern, das ihm den erwünschten Sohn vorenthalten hatte. Ein Umstand, an dem nichts mehr zu verändern war, denn ein Sturz vom Pferd hatte ihn wenige Monate nach dem Tod seiner geliebten Frau derart beschädigt, dass er nicht mehr fähig war, ein

weiteres Kind zu zeugen. Glücklicherweise war er dennoch in der Lage, die Freuden der Liebe zu genießen, wovon er rege Gebrauch machte. Eine weitere Heirat aber lag nicht in seiner Absicht. Wozu auch? Niemand konnte den Hausstand besser verwalten als seine Schwester Serafina und dies, ohne unnötige Ansprüche zu stellen oder großes Interesse an ihrer Person einzufordern.

Er war ein Mann in den besten Jahren, er gedachte noch einige Jahrzehnte zu leben, und zwar *sehr gut* zu leben. Dass die Reederei florierete, war die Bedingung dafür und die geplante Heirat das Mittel, dies zu realisieren. Er konnte darüber grübeln, wie er wollte: In diesem Fall war es unmöglich, auf Sofias Wünsche Rücksicht zu nehmen.

3 Immer wieder in dieser Nacht schlich Serafina Mazzone den Flur entlang und lauschte vor der Zimmertür ihrer Nichte.

Sie hatte verzweifelter Weinen erwartet und war willens zu trösten und ihr gut zuzureden. Immerhin hatte sie dieses Kind aufgezogen, als ob es ihr eigenes wäre. Doch Trost und Zuspruch schienen weder nötig noch ratsam. Stunden über Stunden vernahm Serafina die wütenden Schritte, mit denen Sofia das Zimmer durchmaß, hörte kurze, zornig ausgestoßene Worte und Sätze hinter der verschlossenen Tür. Beinahe hätte sich die besorgte Tante durch einen Aufschrei verraten, als lautes Poltern und Krachen die nächtliche Stille störte. Sofia hatte in ihrer trotzigem Auflehnung den Ständer mit der Waschschiüssel umgestoßen – und dies vermutlich nicht zufällig. Erst gegen Morgen trat Ruhe ein.

Archangelo Mazone staunte nicht schlecht, als seine Tochter zur gewohnten Stunde am Frühstückstisch Platz nahm.

Sie war blass und hatte feine blaue Schatten um die Augen, aber sie wirkte erstaunlich gefasst.

»Ich möchte die Überschreibung unseres Landguts auf meinen Namen«, forderte sie. »Und außerdem ein Konto, über das ich ohne die Zustimmung eines Ehemanns verfügen kann!«

Archangelo war verblüfft. Er hatte weitere Vorwürfe befürchtet.

»Und welche Summe stellst du dir vor?«

Sofia sagte es ihm.

Die Kleine war alles andere als bescheiden.

»Man sollte nie etwas unter Wert verkaufen, hast du mir beigebracht«, sagte sie, als sie die steile Falte sah, die über seiner Nasenwurzel erschienen war.

Ein Lächeln huschte über das Gesicht des Reeders. Er hatte sich nicht geirrt: Sie war eine echte Mazone. Dann nickte er bedächtig.

»Gut. Ich bin einverstanden!«

Sofias Mund kräuselte sich triumphierend. Sie hatte mit Widerstand gerechnet. Doch die nächsten Worte ihres Vaters ernüchterten sie rasch.

»Du sollst beides haben, aber erst an deinem dreißigsten Geburtstag. Nur dann früher, wenn ich vorher versterben sollte. Dann gehört dir ohnehin alles!«

»Und warum erst, wenn ich dreißig bin?«

»Weil ich genau weiß, was sonst geschehen würde. Du würdest dich sofort nach der Hochzeit auf das Landgut zurückziehen und deinen Ehemann zu einem Ehemann auf dem Papier degradieren.« Archangelo hob die Stimme und machte seine Tochter mit der Quintessenz seiner Überlegungen bekannt: »Du wirst aber *das* tun, was notwendig ist und ich von meiner

einzigsten Tochter erwarten darf. Du wirst Sandros Kinder gebären und, auch wenn unser Name mit mir endet, dafür sorgen, dass das Blut der Mazones weiter den Hafen beherrscht, denn das *wird* es. Die Mazones sind stark und schlau, während die Orlandis schon immer eine Sippe von weißem Blut und trübem Geist waren. In der Natur aber siegt das Starke über das Schwache – und du bist das Instrument, dies zu bewirken!«

Sofia presste die Lippen zusammen. Sie wusste, dass dies sein letztes Wort war – und sie wusste auch, dass sie keine Wahl hatte. Wie und wovon sollte sie leben, wenn sie sich dieser Hochzeit verweigerte? Die zerlumpten, ausgemergelten Frauen im Hafen oder im Spanischen Viertel fielen ihr ein, die sie im Vorüberfahren manchmal aus den Kutschenfenstern gesehen hatte. Sie wohnten in zerfallenden, stinkenden Häusern, und Tante Serafina hatte ihr erzählt, dass ihre Ehemänner sie regelmäßig verprügelten, obwohl sie ständig neue Kinder erwarteten und gebären. Kinder, die schwach waren, weil sie nicht ausreichend ernährt werden konnten, und die schneller starben als in der Villa Mazone die Fliegen.

Nach einer langen Pause sagte Sofia schließlich: »Es bleibt mir wohl nichts anderes übrig!« Trotzig schaute sie auf ihre verschlungenen Finger. Dann aber hob sie den Blick: »Da wäre allerdings noch etwas!«

Archangelo begann ärgerlich zu werden. Er hatte nicht vor, weitere Zugeständnisse zu machen.

»Es handelt sich um Mutters Grabmal. Ich finde es schändlich und geschmacklos!«

Für einen Moment verschlug es dem Reeder die Sprache.

»Es ist von Berlucci«, sagte er – und zu seinem Ärger klang es wie eine Entschuldigung.

»Es gefällt mir aber nicht«, beharrte Sofia. »Ich möchte selbst eines entwerfen!«

»Du?« Wie kam das Kind nur auf eine derart abwegige Idee?

»Ich gehe sehr oft dorthin, und jedes Mal stört mich der Anblick. Bitte, Papa. Ich hatte noch nie eine Gelegenheit, etwas für meine Mutter zu tun.«

Ihre Stimme wurde kindlich und klagend, als sie hinzufügte: »Und ich denke, *das* zumindest wirst du mir gestatten müssen, bevor du mich *wegschickst!*«

Augenblicklich verspürte Archangelo eine Welle von Scham. Er liebte seine Tochter, auch wenn er es nicht erlauben konnte, dass diese Liebe seine Vernunft überwältigte.

»Wenn dir das so wichtig ist«, murmelte er mit gepresster Stimme. »Was immer dir gefällt – lass es anfertigen!«

»Danke, Papa«, sagte Sofia so demütig, dass es ihm erneut einen Stich ins Herz versetzte und er dachte, dass es ihm völlig gleichgültig sein konnte, welche Monumente sich über der Grube erhoben, wenn er erst einmal an der Seite seiner verstorbenen Frau lag.

4 Stefano stand in dem Schuppen, den sein Vater, der Steinmetz Cesare Pasqualini, als Werkstatt benutzte.

Sie hatten den gleichen Beruf, doch nicht dieselben Absichten. Cesare hatte nie Anstalten gemacht, seinem hehren Vornamen entsprechend etwas zu verändern oder gar erobern zu wollen. Er war stets zufrieden gewesen mit dem, was ihm zuge-dacht war: die handwerklichen Unterweisungen seines Vaters, die Übernahme des kleinen Geschäfts, dessen wahrer Vorzug der Standort neben dem Friedhof Santo Michele war, in dem die vornehmen Familien Neapels bestattet wurden, und schließlich Maria, die Tochter des Fischers, die nur drei Häuser entfernt wohnte und über erwähnenswerte Kochkünste verfügte.



Barbara Piazza

Die Frauen der Pasqualinis

Roman

ERSTMALS IM TASCHENBUCH

Taschenbuch, Broschur, 768 Seiten, 12,5 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-37361-1

Blanvalet

Erscheinungstermin: April 2011

Zwischen Heimat und Heimweh – vier Frauen aus drei Generationen kämpfen um ihr Glück ...

Als alle Zukunftsträume bersten, verlässt der junge Steinmetz Stefano Pasqualini seine geliebte Sofia Marzone und Neapel, um im fernen Deutschland sein Glück zu versuchen. Im Schwäbischen lernt er die resolute rothaarige Anna Sailer kennen, und mit ihr an seiner Seite wird er ein erfolgreicher Bauunternehmer und glücklicher Familienvater. Bis eine schicksalhafte Begegnung der beiden Pasqualini-Frauen ihren abgrundtiefen Hass weckt, der noch die Kinder ins Unglück stürzen wird. Doch inmitten eines turbulenten Jahrhunderts voller Erschütterungen, leidvoller Tragik und menschlicher Größe gelingt es den Enkeln von Sofia und Anna, die glückliche deutsch-italienische Liebe zu finden ...